

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Seiler, Lutz
Sonntags dachte ich an Gott

Aufsätze

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2314
978-3-518-12314-0

edition suhrkamp 2314

Lutz Seiler ist mit seinem 2000 in der edition suhrkamp erschienenen Gedichtband *pech & blende* bekannt geworden, 2003 erschien der Gedichtband *vierzig kilometer nacht*, der erneut mit außerordentlichem Lob bedacht wurde; nun legt der Autor ein Buch mit Aufsätzen vor. In »Heimaten« etwa erzählt er von seiner Herkunft aus einem ostthüringischen Dorf und deren Aufscheinen im Gedicht: Herkunftsgeschichte als Poetologie (und umgekehrt). Und wie nebenbei hebt Seiler einen ebenso schillernden wie problematisch gewordenen Begriff im Plural auf. Oder er blättert erneut in seinem »Wörterbuch des diffusen Daseins«, angelegt, um die »Substanzen des Schreibens« quasi lexikologisch zu bestimmen. Bei der Fahndung nach den Entstehungsumständen des Gedichts ist Seiler unterwegs im heutigen Los Angeles; im Titelessay erinnert er die Gottesvorstellungen einer säkularisierten Kindheit. In seinen Aufsätzen geht es Seiler um die Voraussetzungen der Schreibearbeit, um »den alles umfassenden und nicht paraphrasierbaren Zusammenhang von Text und Leben in der Existenz des Autors«.

Lutz Seiler
Sonntags dachte ich an Gott

Aufsätze

Suhrkamp

5. Auflage 2017

Erste Auflage 2004

edition suhrkamp 2314

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12314-0

Inhalt

Im Kieferngewölbe

9

Heimaten

31

Huchel. Attrappen

52

Nie hört die Nachkriegszeit auf. Über Jürgen Becker

57

Und unter den Füßen liegen die Vergangenheiten ...

71

Im Falle des Verlusts zu senden an

81

Aurora

99

Schwarze Abfahrt Gera-Ost

112

Babelsberg. Kurzer Text über Ernst Meister

120

Im Ankerglas

123

Sonntags dachte ich an Gott

132

Nachweise

149

Im Kieferngewölbe

I

Das Haus steht am Westrand der Ortschaft. Auf Höhe des Hauses beginnt der Wald, der Garten reicht in den Wald hinein und wird vom Wald umschlossen. Gäste, die vom Haus aus die Terrasse betreten, sagen: »Ach, hier gibt es nicht einmal einen Zaun.« Der Zaun steht im Wald, unsichtbar. Wer von Norden die schmale Pflasterstraße herunterkommt, hat das Gefühl, direkt auf das Haus zuzufahren, dann ändert der Weg seine Richtung. Anfangs hatte ich es nicht bemerkt: das Grundstück liegt in einer Senke. Hier hält sich der Schnee, wenn es taut, so lange, daß man nicht mehr glaubt, es könne sich um Schnee handeln, und sich vergewissern möchte.

Jeden Morgen vor der Arbeit gehe ich ums Haus. Ich starre eine Kiefernrinde an oder das Gras, ich stehe in der Garage oder ich schaue von hinten, vom Waldrand her, auf das Haus und bin abwesend. Mit seinem spitzen Dach und seiner quadratischen Grundfläche gleicht es einer Pyramide. Die Kiefern überragen und überwachsen das Haus. Bei Wind schlagen die Äste aufs Dach, unter dem wir schlafen. Dann schlafen wir nicht und erinnern uns, daß es längst Zeit gewesen wäre, den Wald zurückzuschneiden. Die Kiefern bilden ein Gewölbe, von dem man annimmt, daß es sich nachts schließt über dem Haus. Francis Ponge nennt den Kiefernwald eine Totholzfabrik. Die an den hoch aufstrebenden Bäumen absterbenden Äste werden abgestoßen und liegen wie dunkle Gliedmaßen überall im Garten verstreut. Ich sammle sie auf und werfe sie auf einen Haufen in der Ecke unseres Waldstücks. Lange war das die ganze Gartenarbeit.

Im letzten Winter durchschlug eine der im Sturm abgebrochenen Gliedmaßen das Dach des Fahrradschuppens,

der neben dem *Schreibschuppen* liegt. Im Schreibschuppen sind Dinge gesammelt, die im Haus keinen Platz finden: Bücher, ein Koffer mit Briefen, Photos, abgelegtes Spielzeug, ein Terrarium mit zwei vertrockneten Blindschleichen und einiges mehr, auch ein Schreibtisch. Im Regal: Manuskripte und aus vor mir selbst nie geklärten Gründen aufbewahrte Vorlesungsmitschriften wie »Geschichte der Indus-Kultur« oder »Geschichte der deutschen Italienkreuzzüge«. Überhaupt konnte ich nie sagen, warum ich Dinge aufbewahrte. Ich ahnte vielleicht, daß sie etwas für mich aufbewahren würden. Was, das würde sich schon herausstellen, mit der Zeit. Ab und zu stehe ich in diesem Schuppen und schaue mir etwas an, aber mehr wie von fern, wie ich vom Waldrand her das Haus ansehe oder die Rinde. Das Vertraute erlaubt, selbst abwesend zu sein. Dann erinnern mich die Dinge.

2

Nachbar des Schreibschuppens ist der älteste der drei Schuppen, der *Urschuppen*, die anderen sind Anbauten aus späterer Zeit. Der Dichter Huchel benutzte ihn als Katzenquartier, für Werkzeug und für Teile seines Sinn-und-Form-Archivs, Korrespondenz und eingesandte Manuskripte. Die Katzenklappe in der Schuppentür ist herausgebrochen. Bis auf Reste verschwand das Archiv nach dem Tod Erich Arendts, der nach Huchel im Hubertusweg wohnte. Der Dichter Arendt soll Huchels Werkzeugschuppen nie betreten haben. Er war kein Mann des Werkzeugs und, anders als Huchel, nicht verbunden mit der Vorstellung, in einer ländlichen Wirtschaft zu hausen, sei es auch nur, um eine Nähe zu halten zu den dörflichen Materialien und Verrichtungen, von denen das Schreiben in der Erinnerung ausgegangen war. Einen »Hof des Gedächtnisses, daselbst Himmel, Erde und Meer gegenwärtig sind«, hatte Huchel mit Augustinus

in einer Rundfunk-Selbstanzeige von 1932 für sich reklamiert. Daß daraus ein märkischer Hof geworden sei, mache ihn nicht weniger weit und grenzenlos, schrieb Huchel 1963 in einem Dankbrief an die Westberliner Akademie, die ihm den Fontanepreis verliehen hatte. Auch andere wie Faulkner, Heaney oder Les Murray sind später auf das Land gezogen, das ihr Schreiben bereits bewirtschaftet hatte. Als Peter Huchel zu Beginn der fünfziger Jahre Haus und Garten im Hubertusweg erwarb, war die *landnam* lange abgeschlossen, eine Heiligung des Landes, die nach Joseph Campbell darin besteht, daß man in den Gestalten der örtlichen Landschaft die mythischen Bilder erkennt. Bertolt Brecht, der bei diesem Kauf als Immobilienexperte auftrat, riet, für das Anwesen nicht mehr als 6000 Mark zu bezahlen. Der Kaufpreis betrug schließlich das Vierfache.

Vor dem Schuppen wurde Holz gemacht: »Aufblickend vom Hauklotz / im leichten Regen / das Beil in der Hand . . .« Den Holzplatz begrenzten zum Garten hin ein paar gefällte Robinien, die sogenannten Sitzbalken, der übliche Platz für die Stunden im Freien. Zwar war noch ein kleiner Tisch eingerichtet worden, genagelt auf eine abgesägte Akazie weit hinten am Wald, damit der Dichter im Freien ungestört arbeiten konnte, aber dort soll er nur selten gewesen sein. An den Werkzeugschuppen schloß sich damals ein leichter Holzschuppen an und daran ein massives Gatter, in dem man Pferde oder Schafe halten konnte, was vielleicht der Fall war in Vorkriegszeiten, als das Grundstück noch zum Besitz des Ranke-Forschers und Romanschreibers Bernhard Hoelt zählte. Bei Huchel stand das Gatter leer, man benutzte die umzäunte Fläche als Kohlenlager. Im letzten Sommer hat mein Sohn bei seinen Grabungen im Garten *schwarze Steine mit Schrift* gefunden und stolz seinen Rucksack mit diesen Schätzen gefüllt. Unter dem Sand hatten noch Briketts mit den zerbrochenen Buchstaben der Marke RECORD aus der Zeit des Kohlegatters gelegen.

1993 gingen wir von Berlin nach Wilhelmshorst, zunächst in ein Haus am anderen Ende des Ortes. Über die Umstände, unter denen Huchel in Wilhelmshorst gelebt hatte, wußte ich kaum etwas. Der Sandboden auf den Wegen um das Haus und die Kiefern bedeuteten für mich »Norden«. Wenn wir früher in den Ferien von Thüringen zur Ostsee fuhren, begann für uns in dieser Gegend die Küste, dahinter lag das Meer.

Als Eingangsbild unseres Wohnens erschien mir »Cape Cod Evening« von Edward Hopper. Hopper besaß ein Haus in Truro, an der Atlantikküste. Das Bild, 1939 entstanden, zeigt einen Mann, sitzend auf den Stufen zum Haus, daneben lehnt eine Frau an der Wand. Ein Hund im halbhohen, gebräunten Waldgras schaut aus nach etwas, das der Mann vielleicht geworfen hat oder noch zu werfen beabsichtigt – die Geste, die der Mann mit der Hand macht, ist nicht eindeutig, vielleicht berührt er auch nur die Spitzen des Waldgrases, während die Frau, deren Kleid die Farbe des Waldes trägt, den Hund beobachtet. Der Wald erinnerte nicht an unseren Wald, aber das Bild erinnerte mich an unser neues Wohnen, an eine Art von entspannter Abwesenheit, die ich sah bei dem Mann und der Art, wie er seine Hand ausstreckte. Das aufmerksam-zerstreute Hinschauen, aus dem Gedichte entstehen können, machte aus »Cape Cod« ein »Cape Good« und daraus wurde »Good Evening Kap«, der Titel zum ersten Gedicht, das ich »draußen« in Wilhelmshorst schrieb. In der mir fremden märkischen Landschaft zwischen mir fremden Leuten, die auch einander eher nicht grüßten auf der Straße, hatte ich Schreibzustände, die ich vom Wohnen in den Städten nicht kannte. Ich fühlte mich wohl, vom ersten Tag an. Indem das Tageslicht erlischt, oben in den Bäumen, endet das kurze Gedicht mit dem seltsamen Satz eines Hundes, genauer eines Hundeschattens,

der am Tor steht und sagt: »hier draußen werde ich geliebt, verstehen sie, geliebt«.

Der einzelne Pinselstrich bleibt bei Hopper sichtbar, aber er ordnet sich der Gesamtwirkung des Bildes und dem, was es zu erzählen hat, unter. Für das Gedicht ein ideales Vorbild. Jedes der eingesetzten Mittel wird bis auf die Grenze der Merkbare geführt, wo es sichtbar und unsichtbar zugleich bleibt und, ohne sich aufzudrängen, mitarbeitet an der Geschichte, die das Gedicht erzählt.

4

»Bei Huchel eingebrochen«, schrieb ich am 8. Oktober 1995 in mein Notizbuch. Es gab Schwierigkeiten mit der örtlichen Wohnungsverwaltung, die in ein paar ärmlichen Baracken am Rande von Beelitz hauste und sich geweigert hatte, die Schlüssel für das Haus herauszugeben. Neben dem Haus lag eine Riffelstahlplatte im Sand. Unter dieser befand sich ein Kohlebunker, über den wir in den Keller gelangten und von dort in ein Badezimmer mit geblühten Fliesen. In der Wanne des Kellerbades lag ein toter Marder, mit Kohlenstaub überzogen. Monica Huchel, die diesen Einbruch aus der Ferne angeregt und legitimiert hatte, erklärte später am Telephon, wie der *Nationalkessel* im Heizungskeller funktionierte. Ein gußeisernes Wunderwerk, das nicht nur Kohle benötigte, auch Koks, für den man in den fünfziger Jahren die Kohlenträger bestechen mußte. Dann wurden bei Dunkelheit am Tor Schwarzlieferungen abgekippt oder zum Kohlenfenster getragen, »sie schütten aus schmutzigen Körben / die schwarze kantige Trauer / der Erde in meinen Keller.« Huchel nannte Verse wie diese »Gelegenheitsgedichte« im goetheschen Sinne. Er bezog sich auf die Dinge, die ihn umgaben. Das waren Dinge des Hauses, des Gartens, das Tägliche und vor allem Landschaft. Ohne Zweifel gehen die

Gedichte weit über das Sichtbare und Konkrete hinaus, für den Autor bleibt wichtig, daß sie darin »Grund und Boden« haben.

Bevor wir von innen die Tür aufbrachen, wanderte ich eine Weile durch das verschlossene Haus. Das Bad entsprach der früheren Waschküche, zugleich Waschraum für das »Mädchen«, die Hausangestellte, die bis 1957 in einer Kammer zwischen Küche und Eßzimmer wohnte. Über ein Rohr wurde das Abwasser aus dem Keller nach draußen zwischen die Tannen gepumpt. Die Kellertreppe hinauf gelangte man in die Küche, von dort über einen kleinen Vorflur ins *Vestibül*, wie Monica Huchel den Treppenflur nannte. Vom Vestibül gingen Türen ins Eßzimmer und ins Redaktionszimmer, von der Mitte des Raums bog sich die große, dunkel gebeizte Treppe nach oben. Im Vestibül hatte das »Klassikerregal« gestanden, vor dem Huchel sich photographieren ließ. Auf dem Photo erkennt man die Ausgaben der Werke Tschechows, Schillers und Hauptmanns, darüber ein Brockhaus mit Löchern in den Buchrücken, an seinem vorherigen Berliner Standort war er von Granatsplittern getroffen worden.

Im Haus schien es kälter zu sein als draußen, der Atem kondensierte. Ich war mir sicher, daß in diesem Haus zu viele Stimmen aufkreuzen würden. Zu viele jedenfalls für einen, der selbst vor sich hin, in den Raum spricht beim Schreiben. Dem Klang meiner Schritte durch die leeren Räume folgend, glaubte ich, man müsse eher leise gehen und sprechen. Als reiche schon der Widerhall über dem auf die Dielen genagelten Linoleum, die Stimmen der früheren Bewohner zu lockern in den Wänden. Aber das war es nicht, was ich bei diesem ersten Rundgang in mein Notizbuch schrieb. Dort steht: Heizung erneuern, Türen aufarbeiten, Elektrik, Fenster usw.

Der Garten, im Grunde eine mit Waldgras bewachsene Lichtung, hoch umstanden und halb überdacht vom Kieferngebölge, besitzt eine Besonderheit, die für uns erst im Frühling, als wir bereits ein halbes Jahr im Haus am Hubertusweg wohnten, sichtbar wurde: Im hinteren, zum Wald gelegenen Drittel wuchsen mit dem frischen, aufrechten Gras geometrische Grundrisse aus dem Boden. Kleinere und größere quadratische Einheiten und solche, die auf einer Seite durch einen Halbkreis geschlossen waren. Vom Haus aus gesehen, schwebten diese Umrisse an den vom Wind leicht bewegten hellgrünen Spitzen des frischen Waldgrases über dem Boden. Der Gedanke an eine überwachsene, aufgegebene, nur noch in der Zeichnung der Pflanzen überlieferte Grabanlage, wie wir sie im Nachbardorf gesehen hatten, verstärkte sich beim Spaziergehen durch die Grundrisse der Gräser. Unter den Sohlen meinte man im weichen Waldboden die härteren Einfassungen von Gruften zu spüren. Auch als ich mit dem Spaten daran ging und einige im märkischen Format gebrannte Kantensteine freigelegt hatte, fand ich mich noch nicht bereit anzuerkennen, was nun nicht mehr zu ignorieren war. Meine Archäologie hatte nicht Gräber, sondern Beete aus der Vorkriegszeit zu Tage gefördert. Ich tröstete mich damit, daß die äußerliche Nähe eingefaßter Beete und Grabstellen schon T. S. Eliot empfunden haben mußte, als er in »Waste Land« fragen läßt, ob die Leiche schon ausgetrieben hätte, die im Vorjahr ins Beet gesetzt worden war: »Will it bloom this year?« Etwas von dieser Frage blieb trotz Aufklärung schweben in den von den Gräsern überlieferten Grundrissen. Seitdem jedenfalls ist dieses hintere Drittel im Garten für mich ein Ort, wie Eliot ihn gemeint haben mag mit »Burial of the Dead«. Wie manche vielleicht Friedhöfe aufsuchen, um zu meditieren, einzukehren oder eine Verbindung herzustellen zur Vorzeit

oder nur, um etwas Ruhe zu haben, spaziere ich, wann immer mir danach ist, zwischen den Grundrissen umher. Manchmal hocke ich mich in eines der weich überwachsenen Quadrate und schau nach oben in die Urwaldkronen dieser Kiefernbusch. Als wäre ich selbst an dieser Stelle ausgetrieben und hätte eine Verbindung in die Tiefe wie das Gras, das mir dann bis an die Ohren reicht. Niemand kann mich dabei sehen, die Lichtung ist nach allen Seiten verschlossen.

6

Die Lichtung ist ein Raum: der Tiere, der Geräusche, der Verlangsamung, eine Behausung unter freiem Himmel. Geräusche kommen von den beiden Bahnlinien, die den Ort durchziehen. Nachts hört man das Schlagen der Gleise auf den Schwellen und das Klirren der Güterwaggons. Am Morgen der Terror der Vögel in den Bäumen. Unter dem Dachstein, wo wir schlafen, hört man die Flügelschläge der Tauben. Vormittags, im Ausdampfen der Erde, kommen Stimmen aus den Moränen: spacke Typen, die mit den durchgebissenen Gummibällen ihrer Schäferhunde Fußball spielen. 10 Uhr: Ein arbeitsloser Nachbar beginnt Holz zu machen, das dumpfe Dröhnen seines Hackstocks pflanzt sich fort bis unter das Haus. Dann die Geräusche vom Tennisplatz, der einige hundert Meter entfernt hinter einem Waldstück liegt. Die Aufschläge, kurze Schreie, die angenehmen Plops beim Ballwechsel. Zu jeder Zeit an jedem Tag: das Singen einer Kreissäge, rhythmisch, kurz, Feuerholz wird auf Ofenlänge geschnitten. Neben der Hundehaltung ist das eine Lieblingsbeschäftigung der Leute hier. Kaum einer, der neben Gas- oder Ölheizung nicht noch seinen alten Ofen hat, der Sparsamkeit halber und vor allem: wer weiß, was kommt. Vertraut: das lange, langsame Brummen, bis

über den Baumspitzen eines der kleinen einmotorigen Flugzeuge auftaucht, die bei klarem Wetter vom nahegelegenen Feldflugplatz Segelflieger in die Luft schleppen. Vom »Segelfliegerberg« bei Saarmund, eine kahlköpfige Endmoräne, können die Mutigen auch nach ältestem Vorbild starten, indem sie sich den Berg hinunterstürzen. Als es in den achtziger Jahren einem dieser Lilienthal-Piloten gelungen war, bis ins zwanzig Kilometer entfernte Westberlin zu segeln, wurde die Moräne gesperrt. Auch neben meinem Heimatdorf gab es einen Feldflughafen. »Unsere Luftwaffe«, hatte mein Großvater mit seiner Flak-Erfahrung gewitzelt und dabei mit der Sense beim Heumachen den Himmel gedeutet, wenn eine der alten Propellermaschinen über den Feldern kreiste, um junge Leute abzuwerfen, die »zur Verteidigung des Friedens« das Fallschirmspringen einübten.

7

Am Ende des Frühlings, wenn das Waldgras zu altern beginnt und es sich neigt und verbindet zu Wellen, die braun werden in der Sonne, verschwinden die Umrisse meiner Toten-Bete. Ihre Anlage geht zurück auf die Anfangszeit: »Villa Hoefst« und das Baujahr 1923 stehen auf einer kleinen Marmorplatte links vom Eingang des Hauses. 1984 starb der Dichter Arendt in einem der kleineren oberen Zimmer, das früher Kinderzimmer war, dann Arbeitszimmer und Sterbezimmer, jetzt dient es wieder als Kinderzimmer. Bei der Renovierung nach seinem Tod verschwand das marode Schönbrunner Gelb der Fassade, die an der Rückseite mit Wein bewachsen war, die Marmorplatte des Erbauers geriet unter Putz. Von Dr. Bernhard Hoefst, dessen Todesjahr mit 1945 angegeben wird, ist wenig bekannt, unklar bleiben auch die Umstände seines Todes. Er war in Berlin akademischer Lehrer und schrieb Romane mit Titeln wie »Es ging ein Sämann«

oder »Väter und Söhne«. Als Rektor a. D. widmete er sich ganz seiner Leidenschaft namens Leopold von Ranke. Der Nachlaß Hoefts im Geheimen Staatsarchiv Berlin umfaßt mehrere Kisten, gefüllt mit Tausenden von handgeschriebenen Seiten, allesamt Kopien von Sitzungsprotokollen, Promotionsverhandlungen und Briefen, in denen Ranke eine Rolle spielte oder sich äußerte: »Auch über die Magna Charta gab der Cd. gute Auskunft; minder genügten seine Antworten über die englische Revolution...« – einen Moment schien die für den 25. Februar 1847 angesetzte Promotion des Kandidaten Theodor Neumann aus Görlitz gefährdet, aber Dr. Leopoldo und die Fakultät zeigten sich gnädig. Eine der Kisten enthält Abschriften von Briefen an Frau Klara Ranke, den Verlag Hoffmann und Campe und an König Friedrich Wilhelm IV., dem Ranke »in tiefster Devotion« den dritten Band seiner »Französischen Geschichte« überreicht. Bis auf wenige kleine, am Rand vermerkte Ausrufungszeichen und ein undurchschaubares System von Bleistift-Kreuzchen bleibt Hoeft in seinen Exzerpten unsichtbar. Seine Handschrift ist diszipliniert, gedrängt und regelmäßig. Die Abschreibexzesse in Sachen Ranke waren jedoch nicht ohne Folgen für Dr. Hoefts eigenen Stil. Mit einem graziösen »Es war eigentlich nicht zu verwundern, daß...« hebt das letzte der Bücher Bernhard Hoefts über »Rankes Berufung nach München« an, es erschien 1940. 1945 marschiert die Rote Armee mit zwei Panzern, je einem von jeder Seite, in Wilhelmshorst ein. Der Milchladen Willmann erhält einen Treffer und muß abgerissen werden. Auf dem Goetheplatz im Zentrum des Ortes richtet die Siegermacht ein Munitionslager ein. Das spätere Huchel-Haus, die vergleichsweise abgelegene »Villa Hoeft«, wird Kommandantura. Hoefts Spur verliert sich in diesem Moment. Auch seine Tochter kann keine Auskunft geben über den Verbleib des Vaters, ihre Mutter habe nie darüber gesprochen, auch nicht darüber, warum das Haus wenig später ver-

steigert wurde und in den Besitz der Kreissparkasse kam. Nach dem Einzug der Besitzer verbringt die damals Fünfzehnjährige einige Tage unter dem Kaninchenstall des Nachbarhauses. Der russische Kommandant, Locken-Johnny oder »Syphilis für alle« genannt, durchstreift den hinter dem Haus gelegenen Kiefernwald auf der Suche nach versteckten Frauen.

8

Regen beruhigt den Wald, und der Wald beruhigt das Haus. Der feuchte Wald ist weicher und schwerer. Der Regen macht ein aufsteigendes Rauschen im Gewölbe, ein Gemurmel, das uns einschließt, darüber der Wind. In jedem Jahr treibt die Feuchte ein paar ortsfremde Gewächse durch das Moos und die darüberliegenden Wellen des Waldgrases: die Totenbeete klappen ihre Läden auf. Steinkrautköpfe, blauer Mohn und zwei Rhabarberstauden schießen aus, die alten, überwachsenen Beete zeigen, was noch in ihnen steckt. Auf dem Rhabarber und einigen Erdbeerbüscheln versammeln sich die Schnecken. Die Erdbeeren sind Überbleibsel einer späteren, kleineren Pflanzung aus der Zeit des Dichters Arendt, die dessen junge Gefährtin im Jahr vor seinem Tod dort angelegt haben soll. Daß Schnecken zu Gräbern gehören, sah ich auf einem westirischen Friedhof zu Füßen des Brandon Mountain. Bei strömendem Regen besichtigten wir einen hinter der Ortschaft Fahamore gelegenen Küstenfriedhof. Wie jedes Stück Land dort war der Friedhof mit einer Steinmauer umgeben, hinter der in diesem Fall sofort die Brandung begann. Es gab neue Gruften und alte, die zerfielen und den Blick auf die Gebeine freigaben. Der Regen ließ nach, aber ein starker Wind kam auf, so daß die Kinder sich an den hohen, schmalen Grabsteinen festhalten mußten. Im Gehen entdeckte ich ein paar schwarze Schnecken im Gras,

eine seltene Häufung, dachte ich. Ich schaute genauer und sah, daß das Gras übervölkert war mit Prozessionen von Nacktschnecken, die aus den offenen Gruften gekrochen kamen. Das Wetter gefiel ihnen offenbar, vielleicht, weil es Gelegenheit bot, sich zu waschen, zu paaren, frische Luft zu schnappen oder einfach nur von einem älteren in ein jüngeres Grab zu wechseln. Dann begannen die Möwen über dem Friedhof zu kreisen, und wir verschwanden.

Auch im Kieferngewölbe gehören die Schnecken den Vögeln. Es gibt Vögel, die sich zwischen den Bäumen mit einer Geschwindigkeit bewegen, daß man sich fragt, wie sie es schaffen, nicht anzustoßen. Mit ihrem schattenhaften Flug scheinen sie das Blattwerk in Bewegung zu halten. In der Lichtung tauchen sie plötzlich auf, erst ein leises Fluggeräusch, fast unhörbar, dann der Schatten eines kleinen, faustgroßen Körpers in der Luft, und ehe man sie tatsächlich sehen kann, sind sie wieder verschwunden auf der anderen Seite des Waldes. Wenn niemand sie im Garten stört, benutzen sie den Ziegelboden der Terrasse, um die Häuser der Schnecken zu zerbrechen. Sie schleudern dabei mit dem Schnabel das Gehäuse auf den Stein, bis es zerschellt oder so weit geöffnet ist, daß sie den weichen Körper aus seiner Fassung herausziehen können. Fliegen und Ameisen vertilgen die klebrigen Reste. Wenn wir am Abend draußen sitzen, knirschen die Scherben der Schneckenhäuser unter den Füßen.

Vor dem Krieg saß man seitlich, neben der *Villa*, um eine riesige Kiefer. Eine Bank und ein Tisch, gut genug auch für die Mahlzeiten, sollen sich dort befunden haben. Inzwischen ist der Wald über die Stelle gewachsen und bis ans Haus herangerückt. Kaum einer der älteren Bäume ist unversehrt: verzinkte Haken, eine Rolle mit Porzellaneinsatz für Wäschdraht, das weiße Auge in der Buchenrinde, das sich nicht schließt über dem Nagel. Dazwischen die Insektenchrift, die feinen, sauberen Linien auf den Innenseiten der Rindenstücke, die wir nachlesen können, sobald sie von